

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg3>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 3 (2003)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg03/173-175>

Rg **3** 2003 173 – 175

Marie Theres Fögen

Sie küsten und sie weinten

Sie küssten und sie weinten*

»Nicht die Veränderungen sind erklärungsbedürftig; weit schwieriger ist es, Stabilität zu erklären.« Wohl wahr. Wunderlich ist es in der Tat, wie ein Staatswesen, die römische Republik, über Jahrhunderte ohne Verfassung, ohne differenzierte Institutionen und Kompetenzen, ohne den Aufbau einer nachhaltigen Bürokratie, ohne Polizei und Vollstreckungsbeamte, ohne dauerhafte Gerichtshöfe auskommen und Bestand haben konnte. Es hat trotzdem funktioniert. Rom wurde groß und größer, kollabierte weder innen noch außenpolitisch, wurde ganz im Gegenteil zum Weltreich.

Egon Flaig will dieses Wunderwerk nicht mit Hilfe staatsrechtlicher Kriterien, wie weiland Theodor Mommsen dies tat, beschreiben und erklären. Sein Anliegen ist es vielmehr, »die institutionelle Struktur politischer Systeme« durch »interaktionale und kommunikative Dynamiken« zu unterfüttern, um damit makrohistorische Funktionsweisen mikrohistorisch zu erforschen. »Interaktionale und kommunikative Dynamiken« stecken nach Flaigs Ansicht in Ritualen, Gebärden, Zeichen, Gesten. Eben diesen ist sein Buch gewidmet. Das Repertoire, das Feldherren, Senatoren, Volkstribune und adlige Familien beherrschten, um Gegner aus dem Feld zu schlagen, Freunde zu gewinnen, das eigene Prestige zu erhöhen oder das Volk einzustimmen, war beträchtlich. Sie inszenierten große Theater, Spiele, Gladiatorenkämpfe, Paraden der Ahnen und Triumphzüge. Sie küssten und sie weinten, sie trauerten aus Trotz und klagten lauthals, sie ergriffen Hände, enthüllten ihre Körper, sie stritten und versöhnten sich. Einige Beispiele:

– In einem öffentlichen Streit tat der alte Servilius Pulex etwas Merkwürdiges. »Es wird

berichtet, er habe sich entblößt und einzeln aufgezählt, bei welchen Kriegen er welche Wunden empfangen habe ... Darauf rief er ›Als alter Soldat habe ich euch jungen Soldaten diesen oftmals vom Schwert getroffenen Leib gezeigt – nun soll Galba seinen gut genährten und unverletzten entblößen!‹« (Livius).

– »Auch Tiberius [Gracchus] versuchte, seinen Gegner mit mehreren Gesten zum Nachgeben zu bewegen. Am Tag vor der Abwahl fasste er dessen Hände und bat ihn ... Als er die Verkündigung der Stimmabgabe unterbrach, steigerte er die Intensität der Gesten: Er umarmte den Octavius und er küsste ihn« (Flaig, nach Plutarch).

– »Keine Entwürdigung gab es jetzt, die Lucullus nicht auf sich nahm. Er flehte die einzelnen Leute an, ging demütig und unter Tränen von Zelt zu Zelt und suchte den einen oder andern bei der Hand zu fassen« (Plutarch).

Flaig hat all diese Gebärden, Veranstaltungen und Zeichen in »dichter Beschreibung« nachgezeichnet und analysiert. Das ist für die großen Theater – Trauerzug, Triumph, Spiele, Gladiatorenkämpfe – wunderbar gelungen, weil diese sich für eine Analyse nach Bourdieuschem Muster geradezu anbieten. So ist der Ahnenaufzug bei der *pompa funebris* ein Paradebeispiel, wie eine Familie ihr symbolisches Kapital erhöht und wie gleichzeitig *exempla* guter römischer Lebensart konstituiert und memoriert werden. Die *pompa triumphalis* als Feier der römischen Ordnung, als Bestätigung der Opferbereitschaft der Soldaten und als den Geburtsort »großer Männer« zu deuten, ist ebenso einleuchtend. Und die Entscheidung über Leben oder Tod im Gladiatorenkampf gibt sich in kluger Inter-

* EGON FLAIG, Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom (Historische Semantik 1), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 288 S., ISBN 3-525-36700-7

pretation als eine Entscheidung über römische *virtus* und »kulturelle Grundwerte« zu erkennen.

Wo hingegen nicht in Zeremonien und Rituale eingebundene Zeichen und Gesten politischen Handelns zur Sprache kommen, ist Flaigs Beschreibung häufig dichter als die Quelle. »Hätten wir mehr Fälle und dichtere Quellenbelege, wäre es möglich, die Maximen zu rekonstruieren, die diese Politiker auf einer *contio* befolgten« – was Flaig nicht davon abhält, das Unmögliche zu wagen und acht Maximen aufzulisten. Und wo die Quellen in einem an sich schon quellengeizigen Buch ganz schweigen, da tritt zuweilen teilnehmende Beobachtung an deren Stelle. Das Volk »war jedes Mal gerührt über die öffentlichen Versöhnungen von verfeindeten Senatoren« ... »Die plebejischen Römer, ohnehin mehr oder weniger stark affektiv auf den Patron wie auf den Feldherrn bezogen, konnten sich der Wirkung dieser emotionalen Äußerung schwerlich entziehen.« Flaigs mitfühlende Rekonstruktion emotionaler Vorgänge in der Plebs kreuzt hier und dort die Grenze zwischen Historischer Anthropologie und historischem Roman.

Das ist kein Zufall. Denn die römischen Autoren sprechen nicht häufig von den Gebärden, Befindlichkeiten, geschweige denn Emotionen des Volks. Infolgedessen muss der Leser sich mit teils seitenlangen, quellenlosen und bis in virtuelle Geschichtsschreibung¹ reichenden Ausführungen begnügen. Das macht auf Quellentreue und Quellennähe konditionierte Historiker schnell nervös, ändert aber nichts daran, dass wir einen ersten großen Versuch vor Augen haben, die Politik der römischen Republik mikrohistorisch und praxeologisch darzustellen und zu erklären.

Was gewinnt man, was verliert man in einem solchen Verfahren? Auf der Gewinnseite stehen

die Einsichten in die stratifizierenden, disziplinierenden, konsenserzeugenden und damit auch stabilisierenden Mechanismen und Wirkungen von Ritualen wie den *pompae* und *ludi*. Und wer wollte bestreiten, dass auch die kleinen Gesten politische Ambitionen und Botschaften enthalten: Der Präsident faltete die Hände, verdrehte die Augen zum Himmel und erklärte den Krieg. »Als ihm das Volk mit Vehemenz die Diktatur aufdrängen wollte, beschwor er es, sie ihm nicht aufzuerlegen, indem er auf die Knie fiel, die Toga von den Schultern riss und die Brust entblößte.«² Mit der Beobachtung von Körpersprache, Haltung und Gestus bereichert Flaig den Fundus der politischen Semantik in beträchtlichem Maß.

Was verliert man? Des Historikers liebstes Kind: den Text und das rechte, respektvolle Verhältnis zu diesem. Flaig vergisst durchgehend, die doppelte hermeneutische Brille aufzusetzen, vergisst, dass er Beobachter beobachtet und nicht etwa Gesten und deren Wirkungen *live*. Dass Autoren aus verschiedenen Jahrhunderten wie Livius, Cicero, Plutarch, Appian, Valerius Maximus, Sueton, Cassius Dio alle eine je individuell geschliffene Brille vor den Augen hatten, wird von Flaig mit keinem Wort reflektiert.³ Er meint, aus der Bezeichnung und Beschreibung von Performanzen umstandslos auf die Performanz durchgreifen zu können.

Das ist kein Lapsus, sondern hat System. In einem von mehreren theoretischen Einschüben erklärt Flaig das Verhältnis von Zeichen und Text. Zeichen sei der umfassendere Begriff; nicht jedes Zeichen, z. B. eine Narbe, sei ein Text. Damit lässt sich leben. Auch mit dem Folgenden ist man schnell einverstanden, dass nämlich nicht-textuelle Zeichen der Deutung durch die Sehenden bedürfen und dass diese Deutung abhängig ist von den jeweiligen kulturellen Vor-

1 Zum Beispiel S. 185: »Doch nun hätte die Plebs unentwegt über Sachfragen entschieden. Die politische Ordnung hätte sich dann gewandelt. Niemand vermag zu sagen, wohin der Wandel gegangen wäre. Jedoch hätte die römische Volksversammlung sich dem spartanischen Versammlungstyp angenähert ...« (Kursive, selbstverständlich, von M Th F).

2 An der Toga wird der Leser bemerkt haben, dass es sich nicht um G. W. Bush, sondern um Augustus handelt (Bericht des Sueton).

3 Vgl. lediglich Fußnote 31 zum 9. Kapitel: »Zwar achtete Valerius Maximus nicht auf historische Kontexte, sondern reduzierte die Ereignisse sehr stark, sodass sie als *exemplum* erhalten konnten.« Dieser Einsicht folgt aber der erkenntnistheoretisch naive und

uralte Kommentar: »Dennoch ist die Darstellung in ihren Grundzügen glaubwürdig.« Dass ausnahmslos alle Schreiber Ereignisse »reduzieren« – schon weil ihre Lebenszeit zu kurz ist, um sie alle nochmals zu erleben –, hat Flaig nicht erwogen.

stellungen. Nicht mehr plausibel ist erst Flaigs Folgerung: »Der Wert der Zeichen und die Stärke der Bedeutungen stehen nicht ein für allemal fest wie idealiter in einem Text.« Das ist der hermeneutische Sündenfall. Dass Wert, Stärke und Bedeutung eines Textes, auch eines Textes über Gesten und Gebärden, mit jedem Hörer oder Leser changieren und nicht einmal »idealiter« feststehen, sollte sich herumgesprochen haben. Statt mit Livius' Augen Narben zu betrachten, hätte Flaig sich als Zuhörer einer politischen Rede des Cicero von den semantischen Valenzen eines »Textes« schnell überzeugen können. Aber die Rhetorik, das Musterbeispiel einer gelungenen Kombination von Zeichen, Texten und Ritualen, kommt bei Flaig nicht vor, gerade so als gehöre sie nicht zu den »interaktionalen und kommunikativen Dynamiken« der römischen Republik. Eine »praxeologisch ausgerichtete Kulturgeschichte«, die nur daran interessiert ist, was die Leute »taten«, und nicht daran,

was und wie einige Leute sagten, was sie oder andere taten, verpasst einen wesentlichen, wenn nicht sogar den einzigen zugänglichen Teil der »kommunikativen Dynamik« in den politischen, auf die Differenz von Macht und Ohnmacht fokussierten Diskursen.

Die Erlösung von den staatsrechtlichen Kategorien des 19. Jahrhunderts, die Flaig in seiner Darstellung der römischen Republik anbietet und vollzieht, ist eine Wohltat. Doch an deren Stelle der Praxis den Vorzug vor dem Text, der Wirklichkeit den Vorzug vor kommunikativen Konstruktionen, dem nackten Zeichen den Vorzug vor dem gesprochenen und geschriebenen Wort zu geben, offenbart neue Lücken. Eine Analyse *aller* politischen Kommunikationen, vom Kniefall bis zur Kunst der Rhetorik oder, besser, von der Bedeutung des Kniefalls *in* der Rhetorik, steht aus.

Marie Theres Fögen

Law as State Builder*

This book is an exploration – at times almost a meditation – on the uses to which the words ›status‹, ›etat‹, ›estate‹, ›Staat‹, and ›state‹ were put in Europe from the time of the Carolingians to the mid-seventeenth century. Its primary focus rests upon French and English developments, although the author also casts his eye on what happened in German speaking lands, Italian cities and the Church. His assumption is that the examination will shed light on a perennial question of legal and political history: When and how did the modern concept of the Nation State come into being? What led thinkers

to conceive of ›the state‹ as a dynamic institution, separate from groups within society, capable of governing them, and able to deal as an equal with other states?

In the hands of Professor Harding, the evidence of the ways in which the various forms of the word ›state‹ were used yields many insights into the history of the development of laws and governments. It does not, however, produce a straight-forward account of the word's evolution. In fact, the word has had ›various meanings‹ over the course of its history (332). It was used to refer either to a ruler, the whole of his

* ALAN HARDING, *Medieval Law and the Foundations of the State*, Oxford: Oxford University Press 2002, IX, 392 p., ISBN 0-19821958-x